

Altpreussische Zeitung

und Anzeiger für

Stadt und Land.

Dieses Blatt (früher „Neuer Sibirischer Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Sibirien pro Quartal 1,50 Rbl., mit Postlohn 1,90 Rbl., bei allen Postanstalten 3 Rbl. Anfertigungs-Kosten an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.

Illustr. Sonntagsblatt — „Der Hausfreund“ (täglich).
Telephon-Anschluß Nr. 3.



Inserate

15 Pf. Nichtabonnenten und Auswärtige 20 Pf. die Spalte oder deren Raum, Reklamen 25 Pf. pro Zeile, 1 Belegemplar kostet 10 Pf. Expedition: Spieringstraße Nr. 13.

Chefredakteur und verantwortlich für den gesammten Inhalt Ludwig Hoffmann in Sibirien.

Eigentum, Druck und Verlag von G. Gaatz in Sibirien.

Nr. 195.

Sibirien, Mittwoch,

22. August 1894.

46. Jahrg.

Abonnements auf die Altpreussische Zeitung

mit den Gratisbeilagen „Der Hausfreund“ und „Illustr. Sonntagsblatt“ für den Monat September werden von allen Postämtern zum Preise von 65 Pfennig angenommen. Für Sibirien beträgt der Abonnementspreis monatlich 55 Pfennig. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten gegen Einzahlung der Abonnements-Quittung die Zeitung schon von jetzt ab täglich unter Kreuzband.

Probe-Nummern stellen wir den Freunden unseres Blattes behufs Gewinnung neuer Abonnenten gern zur Verfügung. Die Expedition.

* Sehnsucht nach der Krone.

„Rückwärts“ ist wieder das Feldgeschrei der Herren von „Wesit und Bildung“ in Deutschland. Vest man jetzt die mittelparteilichen Blätter, so glaubt man sich in ein ganz fremdes Land verlegt. Nirgendwo findet man mehr in ihnen, mögen sie nun in Köln, Berlin, Leipzig oder München erscheinen, ein freies, deutsches, mannesmüthiges Wort, nur die Furcht scheint in dem klappernden Gebeln jener Schreiberselen zu haften, die immerfort nach Holzgel, nach Ausnahmegerichten und nach der Säbelherrschafft jammern. Früher hatte doch nur der einen Anspruch auf das Behoort deutsch, der „Männerstolz vor Königssternen“ fühlte, der seine Ueberzeugung höher stellte als äußere Ehre, und gelistete Güter höher schätzte, als materielle Besitz. Heute aber sehen wir alle „nationalen“ Blätter, die zur Zeit des Kulturkampfes sowohl, als zur Zeit des Sozialistengeheuses jedem das Recht absprachen, sich deutsch zu nennen, der nicht nach Bismarck's Weisheit, heute sehen wir diese auf's alleinige „Deutschthum geachtete“ nationale und liberale Sippe nur darauf bedacht, den Schuß der Wächtigen herabzulesen, damit die Großbesitzer ruhig leben können ohne Furcht vor allerlei unangenehmen und unbequemen Umfützern, und sollte auch dieser Schuß erlaubt werden durch Preisgabe der höchsten Freiheitsgüter, die Deutschland seit 50 Jahren sich mühsam erkämpft hat.

Zur Zeit der Heerzornbewegung kam es zum erstenmale kräftig zum Vorschein, daß auf Seiten der Heeresvermehrung ohne Rücksicht auf die Partei sich alle sammelten, die Furcht vor der „Begehrlichkeit“ der unteren Massen hatten, sie sahen schon ihren Besitz bedroht, und riefen daher nach mehr Soldaten: denn einen besseren Schutz als die Bayonnette kennen ja die Herren nicht gegen die „Anmachungen des Proletariats“. Aber damals war die Angst dieser guten Leute noch durch allerlei schöne patriotischen Phrasen verhüllt, nach zeigt sie sich jetzt in der „Nationalzeitung“, die früher mal liberal gewesen sein soll.

Anknüpfend an die Mahnungen, die von dem

Leibblatt des Gewaltmenschen Bismarck ausgehen, daß ja seit Wochen aus dem Anarchistenredner Kapital zu schlagen sucht, um die Zeiten des Sozialistengesetzes wieder heranzuführen, tritt nämlich die „Nationalzeitung“ für eine Reichstagsauflösung ein, damit der neue Reichstag schärfere Maßregeln gegen die Anarchisten, (soll wohl heißen: Sozialisten, Demokraten und sonstige unbedeutsame Mahner. A. d. S.) beschließen könne. Das ist schon sehr stark, doch das Blatt war schon tiefer gesunken; denn in einem früheren Veltaufsatze hatte sie geschrieben:

„Ludwig XVI. verlor Thron und Leben und ließ Frankreich in den Abgrund des Schreckens fallen, weil er nicht den moralischen Muth hatte, sein Recht und seine Ehre um jeden Preis zu wahren; Napoleon rettete Frankreich und wurde Kaiser, weil er sogar den Muth hatte, über alle Rechte und Freiheiten sich hinwegzusetzen. Man braucht bei der Zerfahrenheit der Parteien in allen Kulturstaaten, bei der Schwäche der Regierungen (!), bei der wachsenden Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums nicht die feinsten Ohren zu haben, um in mehr als einem Lande in der Luft das Geraune von dem kommenden rettenden Cäsar zu hören.“

Die unmittelbare Veranlassung zu dieser erbärmlichen Jammerei war für die „Nationalzeitung“ der Berliner Boykott. Nun kann man ja über die Art und Weise, wie dieser Bierkrieg geführt wird, seine eigenen Ansichten haben, aber sofort zum Säbel zu rufen, anstatt die angegriffenen großen Brauer auf den Weg der Selbsthilfe zu verweisen, das geht doch über das Bohnenkraut.

Entweder hat die Sommerhitze den Schreiber der oben angeführten Zeilen überwältigt, oder aber er ist ein nationaler Mann, der aus Angst vor einem ihm entgegenenden Gewinn am liebsten einen Despoten an der Spitze des Staates sehen möchte, der, sofern er nur Bürgerschaft leistet, daß das Einkommen der bevorzugten „Nationalen“ und ihre Herrschaft auf Lebenszeit gesichert bleiben, dafür die Vollmacht erhält, gegen alle, die nicht „national“ sind, vorzugehen, wie es ihm Spaß macht. Am ehesten möchte man noch das Erstere annehmen; denn es ist eine Schande für Deutschland, daß solche Worte überhaupt geschrieben werden konnten, in einem Staate, der sich noch vor kurzem rühmte, an der Spitze der sozialpolitischen Bewegung zu marschiren.

Die katholische „Köl. Volkszeitung“ bemerkt zu dem Herzengerguß der „Nationalzeitung“: „Es ist wörtlich eingetroffen, was seiner Zeit Hobbesius von dem „Kapital-Liberalismus“ vorausgesagt: er werde, wenn erit aus Ruher gekommen, seine ganze tiefe Heuchelei der Masse klar zeigen, alle angeblichen Ideale von Freiheit und Gleichheit verleugnen und in eine unbarmherzige Reaktion, welche mit Holzgel, Strafrichter und in letzter Instanz mit Bayonetten jede ihm widersprechende Regung unterdrückt, umschlagen.“

Wenn freilich in den oberen Regionen, nach der norddeutschen allgemeinen Wetterfahne zu schließen,

ihatsächlich ein reaktionärer Wind geht, und wenn es sich bestätigt, daß die preussische Regierung eine Verschärfung des Vereins- und Versammlungsrechtes plant, und wenn es sich ferner bestätigt, daß jetzt offen die Kriegsbereite, die ja auch schon, wie es in Hessen vorlam, zu militärischen Uebungen herangezogen werden, und auch die Turnvereine zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie u. s. w. aufgeboten werden sollen, dann freilich werden die nationalen Angstheroen noch mehr Mühe finden, um ihre knechtlichen Gedanken unverhoren auszusprechen, und munter das hohe Lied vom kommenden Retter der Männer von „Bildung und Besitz“ zu singen.

Politische Tageschau.

Sibirien, 21. August.

Ein Erneuerung des Kartells. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ hatte ein neues allgemeines Kartell gegen die Sozialdemokratie in Vorschlag gebracht. Darauf erwidert die „Kreuztg.“ in ihrer politischen Wochenübersicht: „Wir lehnen jedes Kartell, wie weit oder eng es auch gedacht ist, für die Zukunft mit aller Bestimmtheit ab. Wo nun das Blatt sich sein Kartell zusammensuchen will, mag seine Sorge sein; geneigt dazu dürfen wir die Freikonserwativen und ein Theil der Nationalliberalen sein; eben nur die, welche parteipolitisch dabei zu gewinnen hoffen. Ob die Kartellschwärmer zu jenen Leuten zählen, die „nichts lernen und nichts vergessen“, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß die Verhältnisse und Zeiten sich ändern, und zugleich haben wir aus früheren Kartell-erfahrungen manche politische Lehren gezogen. Jedenfalls war es schwierig, einen unzeitgemäßen Vorschlag zu machen, als gerade diesen.“

Fürst Bismarck's Aeußerung über die Anarchisten wird in den „Hamb. Nachr.“ wie folgt „berichtigt“: „Der Bericht der „Magd. Ztg.“ beruht auf Ertindung. Auch ein Vergleich der Anarchisten mit den Schweinen oder irgend ein Wort, an das er sich knüpfen ließe, rührt nicht vom Fürsten Bismarck her; der Gedanke, der einem solchem Vergleich zu Grunde liegen würde, wäre unlogisch. Die zahmen Schweine sind dem Menschen nützlich und geschöpft, die ihren Beruf in dieser Welt, wenn nicht vollständig, so doch nach Kräften durch ihre Leistungen erfüllen. Dasselbe kann man von den Anarchisten nicht sagen. Der Fürst hat später, als er von dem Bericht Kenntniss erhielt, gesagt: „Diesen Vergleich möchte ich doch meinen Schweinen nicht anthun.“ Der Berichterstatter, welcher die betreffenden Aeußerungen der „Magd. Ztg.“ gemeldet hat, hat den Fürsten Bismarck überhaupt nicht gesprochen, sondern nur bei einer Ausfahrt im Vorbeifahren gesehen.“

Vom koreanischen Kriegsschauplatz liegen neue Kriegsnachrichten nicht vor. Die Mächte scheinen zwischen China und Japan vermitteln zu wollen. Ein Telegramm bestreitet die Miteltung des „Standard“, daß Rußland Truppen nach Korea schickte und auch in

der koreanischen Frage ein Spezialabkommen mit Frankreich getroffen habe. Die russische Regierung läßt nur fort, im Verein mit den anderen europäischen Mächten für baldige Wiederherstellung des Friedens zu wirken. Als Beweis dafür, daß man in Rußland keine Verschärfung der koreanischen Frage erwartet, wird der Umstand angeführt, daß der Direktor des asiatischen Departements, Graf Kapnist, dieser Tage einen mehrtägigen Urlaub antritt. Andererseits wird über Paris aus Hatodate gemeldet, der französische Panzer „Bayard“ sei nach Wladivostok abgegangen. Eine Kooperation russischer und französischer Schiffe scheint also nicht ausgeschlossen.

Zur Lage in Marokko. Die Nachrichten über die Zustände in Mellilla lauten widersprechend. Von Seiten der Kabylen wird behauptet, daß unter den dortigen Stämmen große Erregung herrsche. Muley-Araaf versichert dagegen, er bürge für die Ordnung und die Respektion des spanischen Gebietes. Welche von den beiden Meldungen richtig ist, ist noch nicht festgestellt; jedenfalls treffen die Spanier alle Vorsichtsmaßregeln, um dem Aufstand irgend eines Kabylenstammes wirksam entgegenzutreten zu können. Zum Schuß der spanischen Interessen wird ein Kriegsschiff nach Mogador geschickt werden.

Bei den Wirren in Brasilien, die noch immer, namentlich in der unruhigen Provinz Rio Grande do Sul fortdauern, haben besonders die dort ansässigen Deutschen schwer zu leiden. Ein Beispiel davon giebt nach der „Köln. Ztg.“ die schöne, blühende und wohlhabende deutsche Kolonie Teutonia, die ungefähr 2500 Bewohner umfaßt. Einest Tages brachen Regierungstruppen herein und zwangen die Leute, mitzugehen. Als nun diese Truppe sich in landesüblicher Weise zurückzog, kam die andere Partei und nahm Rache dafür, daß die unglücklichen Teutonen, wenn auch wider Willen, gegen sie gekämpft hatten. Nun wurden sie gezwungen, mit diesen zu gehen, und dieses Spiel wiederholte sich so lange, bis Teutonia verarmt und zu Grunde gerichtet war.

Deutsches Reich.

* Berlin, 20. August. Der Kaiser empfing heute den neuernannten serbischen Gesandten Bogleswics in Antrittsaudienz. — Die „Kreuzzeitung“ widmet den Berliner Herbst-Kirchenwahlen einen Artikel, in welchem sie, im Vertrauen auf den Sieg der Positivisten und die Niederlage der Liberalen, energisch zu einer kräftigen Wahlagitator der Positivisten auffordert. Sind die Liberalen in den Kirchenwahlen erst in Berlin geschlagen, so würden sie ihre Rolle in der evangelischen Landeskirche Preußens bald ausgeübt haben.

* Bonn, 20. August. Die „Reichszeitung“ bekämpft die Neubegründung eines landwirthschaftlichen Centrumsblattes in Köln, da dasselbe unter landwirthschaftlicher Flagge im Sinne des militärisch gesinnten katholischen Aeltes gegen das Centrum fröndren werde. * Fulda, 20. August. Die Bischofs-Conferenz

— es erquidit ein selbstsuchtmüdes Ich, zu ruhn in eines Kindes Eigenvillen, und so sich zu verzüngen. Paul Sehse.

Jugend sin de siècle.

Von Dr. H. W. Kühne (Stuttgart). Nachdruck verboten.

Die sozialistischen Irrlehren haben mit der Zeit eine solche Ausdehnung erfahren, daß sich von selbst die Frage aufgeworfen hat, ob es nicht möglich ist, daß schon die Erziehung auf einen erfolgreichen Kampf gegen diese Irrlehren hinwirke. Denn das ist ja unbestreitbar, daß die Socialdemokratie nicht ein willkürliches und isolirtes Gebilde gewisser Klassen, sondern eine mit dem gesammten heutigen Volksleben solidarisch verbundene Erscheinung ist. Sie ist ein Symptom innerer Krankheit, welche auf eine mangelhafte Erziehung schließen läßt; von einer besseren Erziehung würde also auch Besserung zu erhoffen sein.

Die Gegenjähre, welche heute die sogenannte arbeitende und besitzende Klasse trennen, sind durchaus nicht neu, sondern haben von jeher und oft sogar noch viel augenfälliger und drückender bestanden.

Wenn sich nun gerade jetzt daraus eine gefährliche Spannung ergeben hat, so rührt das nicht von dem Unterschied der beiden Klassen an sich her, sondern es ist darauf zurückzuführen, daß der ehemals nicht empfundene Gegensatz heute in Folge der veränderten Lebensauffassung zum Bewußtsein gekommen ist. Hierbei sind die Zunahme der allgemeinen Bildung, die Gewährung der politischen Gleichberechtigung und hauptsächlich die allseitige Erreichbarkeit der Genüsse von maßgebendem Einfluß gewesen, alles Dinge, die zwar an und für sich einen Fortschritt der Kultur bezeichnen, die aber unter der Vorherrschaft einer Reihe ungünstiger Umstände, besonders der Abnahme der religiösen Gesinnung, der Verbreitung naturalistischer Lebensanschauungen und einer gewissen Netzbarkeit der jetzigen Generation in der Folge jenen Gegensatz zum offenen Haß gesteigert zu haben.

Von der Gesammtheit aller wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze im Jahre 1889 verurtheilten Personen entfällt der zehnte Theil auf die

Jugendlichen, d. h. auf die Personen von 12 bis 18 Jahren, bei denen der Richter feststellte, daß sie bei Begehung der That die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besaßen. Ihre Zahl ist in der Zeit von 1882 bis 1889 von 30,719 auf 36,790, also um 6071, d. h. um 16,79 pCt. gestiegen, während die Gesammtheit der Verurtheilten in derselben Zeit sich nur um 12 pCt. vermehrt hat. Die Zahl der im Alter von 12 bis 15 Jahren Verurtheilten, also der jüngsten Verbrecherklasse, ist von 10,544 auf 13,300, d. h. um 2756 oder 26,4 pCt., die zweitjüngste Klasse im Alter von 15 bis 18 Jahren von 19,422 auf 23,490, also um 4068 oder 20,94 pCt. gestiegen. Von 100 jugendlichen Verurtheilten gehören 36,1 der ersten, 63,8 der zweiten Altersklasse an.

Von 10,000 gleichalterigen Personen kamen jugendliche Verbrecher im Reihe 64,2, in Preußen 60,2, Süddeutschland 69,5, Mitteldeutschland 71,8, Norddeutschland 72,3.

Bei einfachem Diebstahl machen die jugendlichen Verurtheilten 21 pCt. aller Verurtheilten aus. Gegenüber dem Jahre 1882 ergiebt sich für 1889 eine Steigerung um 3,5 pCt. Diese ist umso mehr bedeutungsvoller, als sich die Diebstahlfrequenz der Erwachsenen durch eine gegenläufige Bewegung auszeichnet.

Von der Gesammtheit aller wegen schweren Diebstahls Verurtheilten entfielen auf die Jugendlichen im Jahre 1882 überhaupt 21 pCt., im Jahre 1889 jedoch 28 pCt.

Die Zunahme der jugendlichen Verurtheilten eröffnet keine günstige Aussicht für die Criminalität der Zukunft. Noch ungünstiger wird dieselbe, wenn man die bei jugendlichen Verbrechern häufig zutage tretende Raffinirtheit in der Ausführung der Verbrechen mit in Rechnung zieht. Vor Jahresfrist wurde vor dem Wiener Schwurgerichte ein Wechsellösungsprozeß verhandelt, der durch seinen psychologischen Charakter beachtliches Aufsehen erregte.

Drei jugendliche Individuen, von denen das eine die Anwartschaft auf ein großes Vermögen hatte, verbanden sich zu einem Verbrechen, dessen raffinierte Ausführung eher auf Leute hinzuweisen schien, die im Verbrechen ergraut, als auf Menschen, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind. Solchen Thatsachen gegenüber, die durchaus nicht vereinzelt dastehen, liegt es nahe den Gründen nachzuforschen, wie ein so

jugendliches Verbrecherleebblatt zu solchem Raffinement gelangt, wie es überhaupt auf die Verbrecherbahn gekommen ist.

Es liegt das umso näher, als derartige Vorkommnisse thatsächlich nicht so selten sind, wie deshalb nicht zur allgemeinen Kenntniss kommen, weil die Gerichte nicht Gelegenheit bekommen, dieselben vor ihr Forum zu ziehen. Das Raffinement bei der Ausführung kann durch eine unter den gegenwärtigen Erwerbsverhältnissen sich ganz allgemein geltendmachende Frühreife und durch besondere Veranlagung erklaert werden. Nicht jeder jugendliche Verbrecher ist so durchtrieben, wie der 19-jährige Wechsellöser in Wien, dem überdies noch die Gelegenheit zu Hilfe kam, mit allen Erfordernissen und Mitteln zur unbedenklichen Ausführung einer Wechsellösung vertraut zu sein. Welt wichtiger aber ist die Frage, wie es überhaupt kommen kann, daß junge und geistig offenbar begabte Menschen auf Verbrecherpfade gelangen, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher überhaupt in so erschreckender Zunahme begriffen ist.

Diese Erscheinung weist auf einen gesellschaftlichen Krebsgeschaden hin, und ihn aufzudecken ist ebenso lehrreich als notwendig.

Vor Allem wirken die erschwerten Lebensbedingungen und der dadurch verschärfte Kampf ums Dasein schädlich zurück auf die Erziehung der Generation. In jeder Familie, deren Oberhaupt nicht in der glücklichen Lage ist, seine Kinder als Rentner zurückzulassen, kann man wahrnehmen, wie die heranwachsende Jugend fortwährend unter dem Hin- und Hergerissenwerden zwischen dem Kampf ums Dasein mit allen Mitteln angehalten wird, sich so frühe als möglich die Waffen zu diesem Kampfe, sei es in der Schule, sei es in der Lehre, zu holen.

„Du mußt verdienen!“ So lautet das Donnerwort, das dem spielenden Knaben, dem träumenden Mädchen täglich, stündlich in die Ohren geschrien wird. Wie peinlich werden zu Hause die Schulzeugnisse geprüft! Wie eifrig ist man hinter den Lehren her, um Auskünfte zu erhalten und sie für die Kinder gut zu stimmen, damit nur ja keines ein Jahr verpufft, welches sie von dem Uebergang aus dem Hause zur Selbsterhaltung trennt. Wehe, wenn der Sohn, die Tochter schlechte Noten nach Hause bringt! „Wer soll Euch dereinst erhalten, wenn ich nicht mehr bin?“

Ich kann morgen sterben — wer giebt Euch dann zu essen?“ So und ähnlich lauten die verzweifelten Aeuße und Fragen der Eltern. Und wenn der Sohn einschläft, so kann er nicht süß genug in die Lehre kommen, nicht früh genug ein Berufstudium ergreifen. Brot, Brot, Brot! Das ist der erste Schrei der Eltern, das ist der erste und bald einzige Gedanke der Kinder. Unter Brojorgen werden alle Ideale der Jugend erstickt, in der Hast nach Erwerbung der nötigen Waffen für den Kampf ums Dasein, in dem Drange nach möglichst früher Erlangung des Befähigungsnachweises zur Beschaffung des täglichen Brotes wird die Bildung des Charakters vernachlässigt und es gehen Jünglinge und Jungfrauen aus, deren Erziehung hervor, deren moralisches Bewußtsein hart an „Moral insanity“, an moralischen Wahnsinn streift.

Eine frühreife, erwerbsreife, sittlich rohe Jugend ist die Folge dieser Drossel auf's Bitterste.

Und wenn es dann nur beim Brote bleibe. Allein diese so geartete Jugend vertritt den Spruch: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein!“ auf ihre Weise. Sie will nicht mehr das bloße Brot, sie will auch noch Anderes. Sie sieht um sich eine erwachsene Welt, die über ihr Vermögen hinauslebt und geniesst, sieht sie im Jagen nach Nechtun, der Quelle so vielen Vergnügens, sieht sie rücksichtslos ihren Egoismus frohen. Was thut da die halbbrüchige Jugend? Sie macht es dieser ganzwüchsigigen Welt nach oder sucht wenigstens ihr nachzuahmen. Da der anfängliche kleine Verdienst bei den Kindern der Arbeit, das Taschengeld bei den Söhnen der Wohlhabenden nicht ausreicht, daß den zu früh auf die eigenen Beine Gestellten zu dem täglichen Brote als unentbehrliche Vermeynte zu verschaffen, so suchen sie die Mittel zur Befriedigung ihrer vorzeitigen Lebensluste aus anderen Quellen zu schöpfen.

Zuerst machen sie Schulden und dann — begehen sie Verbrechen.

Es ist das auch nur eine Seite des Uebels, aber eine der breitesten; sie bildet einen wesentlichen Theil der sozialen Frage. In ihr zeigen sich die drastischen Rückwirkungen der ins Unenträglich erhobten Daseinsconcurrenz sin de siècle.

Ohne Zweifel hat es die Erziehung in der Hand, hier bessernd einzuwirken. Das Ziel wird aber nicht

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 195.

Elbing, den 22. August.

1894.

Schein und Sein.

Touristen-Novelle von P. von Bingo.

Rachdruck verboten.

26)

„Wah! mit, wie der Herr Lieutenant einem doch können erschrecken“, schrie Salomon Jhg, der hastig hinter einen Stuhl gesprungen war. „Aber es ist wahr, diese Kraft, diese Muskeln, der reine Kriegsgott auf dem Teutoburgerwald.“

„Es hat sich ausgefriegert, Jhg; ich nehme den Abschied.“

„Wie heißt Abschied?“ fragte Jhg plötzlich, einen andern Ton anschlagend, „und darum haben der Herr Lieutenant mich herbestellt?“

„Darum, Jhg.“

„Nu? Und mein Wechselche? Wie wird es mit meinem Wechselche?“

„Was soll damit werden, Jhg?“

„Ich frage, ob der Herr Lieutenant können mich bezahlen, ich habe gewartet lange genug. Da der Herr Lieutenant jetzt ziehen aus den bunten Rock, wo bleibt meine Sicherheit?“

„Also mir persönlich würde Salomon Jhg, der Wucherer, nichts borgen?“

„Sie sind ein schöner fetter Herr, aber auf die Figur? es ist ein präkärer Geschäft. Wären der Herr Lieutenant im Dienste geblieben, ist es eine andere Frage, dann muß der Herr Vater zahlen, wenn er nicht will, daß der Sohn bekommt den Abschied.“

„Mit anderen Worten, mein Vater hat bisher den Credit genossen.“

„Meine Zeit ist Geld“, drängte Jhg, „können der Herr Lieutenant mich bezahlen?“

„Und wenn ich nun nicht könnte? Was dann?“

„Was dann? Der Herr Lieutenant wollen nehmen den Abschied, werde ich gehen vorher zum Herrn General und werde ich sagen, daß der Lieutenant haben Hazard gespielt und wollen mich betrügen um mein Geld.“

„Was nützte das?“

„Belämen der Lieutenant dann nur den schlechten Abschied ohne Ehren.“

„Und was müßte ich geben, um Salomon Jhg davon abzubalten und ihn liebreich zu stimmen,“ sagte Ferdinand, der sich innerlich an dem Juden belustigte und nun sehen wollte, welche Manöver derselbe machen würde, um sich vor Schaden zu bewahren.

„Wie heißt liebreich? Bin ich nicht stets gewesen liebreich gegen den Lieutenant. Habe ich nicht umgewandelt den Wechsel nach Sicht in „auf drei Monate“ und dann prolongirt bis heute.“

„Rasch, was müßte ich thun, um Prolongation zu erlangen?“

Der Jude sann einen Augenblick nach, dann sagte er zögernd und blinzelte mit den Augen:

„Der Herr Lieutenant haben selbst vorher geistreich bemerkt, daß eigentlich es ist der Herr Vater, welchem ich borge mein Geld; bin ich bereit zu prolongiren, wenn der Herr Lieutenant zeichnen den Namen des Herrn Vaters auf den prolongirten Wechsel.“

„Wechselsfälschung, Jude!“ brauste Ferdinand auf.

„Was wollen Sie? Nicht so ungestüm! Es ist ein Vorschlag in Güte; der Wechsel bleibt in meinen Händen. Es erfährt es Niemand. Ich muß haben eine Sicherheit, daß der Herr Vater zahlt.“

„Genug, Canaille,“ rief Ferdinand empört, „auf diese Weise also sind verschiedene meiner Kameraden unglücklich geworden und die armen Väter verarmt, welche ihr V-htes opfern mußten, um die Ehre ihres Namens zu retten. Eine solche Canaille verdient todt geschossen zu werden.“

Er langte nach einer Pistole. Der Jude zitterte an allen Gliedern und suchte die Thüre zu gewinnen.

„Halt, nicht von der Stelle, Jude.“ Er hielt ihm das Pistol entgegen. Salomon Jhg war kreidebleich. „Paß auf. Jetzt werde ich zählen bis drei. Steigt der Wechsel bis dahin nicht auf dem Tisch, drücke ich vorher ab. Kein Laut, verstehst Du, sonst warte ich nicht bis drei. Eins!“ Die Finger des Juden ballten sich krampfhaft. „Zwei!“

Die Lust zum Leben kämpfte mit der Geldgier in allen Jügen und — die Lust zum Leben hatte gesiegt.

„Hier ist der Wechsel,“ schrie der Jude und zog aus einer schmutzigen Brieftasche ein Papier.

„Auf den Tisch!“ commandierte der Lieutenant. Der Jude legte es hin mit zitternder Hand. „Wo ist mein Ehrenschein?“

„Kann ich mich nicht entsinnen, erhalten zu haben ein solches Papierchen.“

„Besinne Dich, Jude.“

Ferdinand hielt ihm wieder die Mündung der Pistole entgegen.

„Gott der Gerechte, so hitzig, Herr Lieutenant; hab ich ganz darauf vergessen, daß ich hab im Futter der Weste noch eine Tasche. Hier ist der Schein.“

Er legte ihn an allen Gliedern zitternd auf den Tisch zu dem Wechsel.

„Sol“ sagte Ferdinand und nahm Wechsel und Ehrenscheine, „jetzt weiß Salomon Ißig einmal, wie Jemand zu Muth ist, dem er die Pistole auf die Brust setzt. Hier ist das Geld, zehntausend Mark wohlgezählt.“

Er schob dem Juden ein Päckchen Banknoten zu.

Der bloße Anblick des Geldes hatte die Physiognomie Salomon Ißig's in einem Nu verändert. Sterig ergriff er das Geld und zählte es eifrig durch. Es stimmte.

„Was der Herr Lieutenant sind für ein spaßiger Herr,“ sagte er mit tiefem Kopfnicken, „wußte ich ja gleich, daß hochdieselben sich erlauben ein Scherzchen mit Salomon Ißig.“

„Die Pistole war ungeladen,“ sagte Ferdinand verächtlich, „für Dich wäre ein Schuß Pulver zu kostbar.“

„Gott was für ein wichtiger Kopf! Sollten der Herr Lieutenant wieder brauchen Moses und die Propheten so —“

„Salomon Ißig hat jetzt die Güte und empfiehlt sich,“ sagte Ferdinand und wies auf die Thüre.

„Ich verstehe,“ sagte der Jude und verschwand mit devotem Compliment.

Gleich darauf hörte man ein Donnergepolter, wie wenn Jemand die Treppe hinunterfiel. Ein lautes Wehgeschrei.

Friedrich sah verstimmt aus, als er dem Lieutenant die Schärpe umband.

„Die Beine hat er sich nicht gebrochen,“ murmelte er vor sich hin.

Am Ferdinand's Mundwinkel zuckte ein Lächeln.

„Höre, Friedrich,“ sagte er, „nach der Generalinspektion werden die Stammleute zur Reserve entlassen. Deine Zeit ist herum. Ich kann einen ehrlichen Kerl brauchen; wenn Du dann in Dienst treten willst, weißt Du, wohin Du Dich zu wenden hast.“

„Tausend Dank!“ jubelte der treue Bursche, „bei wem sollte ich lieber in Dienst treten, als bei meinem Herrn Lieutenant?“

Ferdinand schritt die Treppe hinunter und raffelte mit erhobenem Haupt die Hauptstraße entlang dem Paradeplatz zu. Als er um die Ecke nach demselben einbiegen wollte, stieß er auf Romberg, der sich auf dem Wege befand, den Freund zu besuchen, um demselben seine erfolgte Ernennung zum Staatsanwalt mitzutheilen, gleichzeitig mit seiner Versetzung in die Residenz.

„Gratulire von Herzen,“ sagte Ferdinand und schüttelte ihm die Hand. „Du kannst Dein

neues Amt gleich antreten als Ankläger gegen Bischoff - Wächter. Hast Du nichts von der Gräfin und Maloffi wieder erfahren?“

„Polizeirath Stillsried ist vor einigen Tagen zurückgekehrt,“ entgegnete Romberg.

„Nun — und?“

„Unverrichteter Sache.“

„Das ließ sich denken, das Weib hat den Teufel im Leibe. Ein paar hundert Jahre früher hätte man sie vor ein Inquisitionsgericht gestellt, angeklagt, mit dem Satan im Bunde zu sein.“

„Bis nach Italien,“ berichtete Romberg, „hat der Polizeirath die Spur der Weiden verfolgt, die ihn schließlich nach Nizza führten. Hier endigte seine Mission resultatlos. Er erfuhr, daß Maloffi in einem Duell, welches in Folge von Zwistigkeiten beim Spiel entstanden sein soll, tödtlich verwundet wurde und im Spital an der Wunde starb. Gräfin Lucy tröstete als trauernde Wittve — welche Rolle sie dort spielte — ein reicher Brasilianer, der sie nach seiner Heimath entführte. Die Fama erzählt, derselbe hätte ihr sogar den Ehering an den Finger gesteckt.“

„Glück auf den Weg,“ sagte Ferdinand, „mag sie dort ein neues Leben beginnen, und das glaube ich sogar, wenn die Fama mit dem Ehering recht berichtet hat.“

„Graf Wodo Wendelstein war zufrieden,“ fuhr Romberg fort, „seinen Wechsel wieder zu erhalten und hat Stillsried die ausgesetzte Belohnung von dreitausend Mark trotzdem zuerkannt, daß ihm die Mission nur halb gelungen. Am meisten wüthete ein Antiquitätenhändler — erzählte Stillsried — mit dem er zusammentraf und der sich ebenfalls auf der Suche nach den Flüchtigen befand. Die von der Gräfin bei ihm verzeigten Diamanten sollen durchaus nicht den Werth repräsentiren, den er dafür gegeben hat; es sind Capdiamanten. Das Gericht, an das er sich wandte, verweigerte ihm die Hülfe, da er die Diamanten zur Schätzung in Händen hatte und somit durch eigene Schuld übervortheilt wurde.“

„Dafür, daß Lucy der Gentefreich gelungen, einen jüdischen Wucherer zu überlisten, will ich ihr verzeihen, was sie als Josephine de St. Vry mir abgenommen,“ sagte Ferdinand, dem die eben erlebte Scene mit Salomon Ißig vor das Gedächtniß trat.

„Der Tod Maloffi's ist ein großes Glück für die arme Klara,“ schloß Romberg, „durch denselben wird sie von der Angst befreit, ihren Vater noch dereinst im Zuchthaus zu wissen. Ich habe derselben die Nachricht sofort mitgetheilt, und wie mir Ellen schrieb, hat Klara den Tod des Vaters, nachdem der erste unmittelbare Schmerz vorüber, als eine Erleichterung aufgefaßt. Der alte Onkel Adols soll täglich mehr und mehr Zuneigung zu Klara fassen, über welche er sich die Vormundschaft hat übertragen lassen; sie darf ihn bereits „Onkel“ nennen und glaubt Ellen, daß der alte Herr nach unserer

Berheirathung das junge Mädchen nicht mehr von sich lassen wird.“

„Lebe wohl, Hermann,“ sagte jetzt der Lieutenant, „ich muß eilen, sonst komme ich zu spät und eine Nachlässigkeit will ich mir auf des Kriegers letzten Gange nicht nachsagen lassen. In vier Wochen ist Hochzeit; der Onkel soll das alte Schloß von unten nach oben lehren und neu einrichten lassen. Auch für Ellen soll eine Ausstattung besorgt werden, daß Du Augen machen wilst. Du kommst jetzt nach der Residenz, um so besser, Du kannst ein Haus machen.“

„Lieber Freund, dazu werden meine Mittel nicht auslangen. Das Gehalt eines Staatsanwalts ist nicht so groß und mein Privatvermögen bescheiden.“

„Tröste Dich, ich soll es Dir eigentlich nicht verrathen, aber eine erfreuliche Nachricht kommt nie zu früh. Die Wittigst, welche Onkel Adolf Ellen für den Fall der Verbindung mit mir zugesichert hatte, ist auf Dich übertragen worden. Du wärest ein Prachtmensch — hat der Onkel gesagt — er hätte der letzten Ellen gar nicht einen solch gediegenen Geschnack zugetraut. Doch dort hinten kommt schon die hohe Generalität. Adieu.“

Eilig schritt Ferdinand dem Paradeplatz zu während Romberg ihm stillbergnügt nachblickte.

Festlich war die kleine Dorfkirche des Heimathortes von Ferdinand geschmückt, galt es doch ein dreifaches feierliches Fest. Der Sohn des hochverehrten Gutsherrn, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten dort erbgesessen waren, und Patronherrn der Kirche, feierte seine Hochzeit; aber nicht nur diese, eine Doppelhochzeit gab es, da Asta und Ellen an dem gleichen Tage vor den Altar treten wollten; zu dreifacher Festlichkeit erhöhte sich die Feier dadurch, daß der alte Seelforger mit der Trauung der junge Paare zugleich seine letzte Amtshandlung verband. Die ganze Bevölkerung des Dorfes nahm an dieser Jubelfeier Theil. Jung und Alt hatte an den Quirlenden winden helfen, welche die Kirche, sowie die aus Fichtenstämmen gebildete Ehrenpforte umwanden, die vor der Kirchenthüre aufgerichtet war. Onkel Adolf hatte eine Summe der Gemeinde zur Verfügung gestellt, um ein Spital zu gründen, in welchem arme Dorfsassen sorgenfrei die letzten Tage ihres Lebens beschließen konnten. Dieses Wändnerhaus sollte den Namen „Asta-Stiftung“ führen.

Seit Wochen hatte die Dorfjugend unter dem Schulmeister, der Organist und Cantor zugleich war, einen hübschen Psalm einstudirt, mit dem sie die jungen Paare an der Ehrenpforte empfangen wollten.

Heute war der feierliche langersehnt: Tag endlich erschienen. Der Himmel hatte sein Festgewand angezogen und die Sonne lachte heiter vom Himmel herab, den Glücklichen nur hellere Tage verkündend. „Regentropfen in den Brautkranz bedeuten trübe Tage“, sagt ein alter Volks-

glaube; als ob die Sonne immer scheitern müßte und ein Regen nicht mitunter erfrischend wirkte. Regen und Sonnenschein gehören — wie in der Natur so auch in der Ehe — zu einander und bleiben auch nicht aus. Heute aber waren die unheilbedeutenden Tropfen in den Brautkranz nicht zu fürchten.

Gleich geschmückt in weißen seidnen, mit Spitzen besetzten Kleidern standen Asta und Ellen hochherrlich neben Ferdinand und Romberg, zwei liebliche Bräute. Da trat Klara, welche für heute die Trauerkleider abgelegt hatte, in duftiger Mullrobe mit dem von der bisherigen Trauer etwas bleichen Gesicht, über welchem heute ein stiller Friede waltete, vor sie hin. Auf einem weißen Atlasstiften lagen zwei Myrthenkränze mit blühenden Knospen. Klara hatte die Kränze von ihrem eigenen Myrthenbäumchen gemacht, das sie bei der Tante sich aufgezo-gen. Als Onkel Adolf ihre Sachen aus dem Heimathstädtchen holen ließ, durste der Myrthenstock nicht vergessen werden. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die Brautkränze selbst zu winden; es war ja ihre einz'ge Gabe.

„Aber Kind,“ hatte Onkel Adolf abwehren wollen, „Du plünderst Dein Bäumchen ja gänzlich. Was bleibt denn einst für Dich übrig?“

„Ach Onkel,“ hatte Klara schamhaft erröthend geantwortet, „mein Myrthenstock ist ein dankbares Bäumchen, ich pflege ihn hübsch weiter, bis ich einst vielleicht einen solchen Kranz gebrauche, ist Alles nachgewachsen.“

Mit Freudenthränen im Auge sahen die beiden Bräute auf Klara, welche ihnen die Kränze mit den Worten überreichte:

Nur ein kleines Liebeszeichen
Bietet Euch der Freundin Hand.
Aus der Myrthe grünen Zweigen
Ehrenkränze sie Euch wand.

Viele Wünsche, heiß empfunden,
Flocht sie in die Kränze ein;
Wögen sie zu allen Stunden
Liebenswerthe Zeichen sein.

Wenn nach vielen langen Jahren
Einst das Aug' verweilt sie sieht;
Denket, daß sie grünend waren,
Jede Freud' im Leben flieht.

Ruft zurück die heut'gen Stunden,
Ruft zurück des Festes Glanz,
Denket was die Braut empfunden,
In dem grünen Myrthenkranz.

* * *

Ferdinand und Romberg setzten ihren Bräuten die Ehrenkränze auf das Haupt und führten sie zur Trauung. Der Civilact ging voran — an denselben sollte die kirchliche Feier sich unmittelbar anschließen.

„Hurrah! Da kommen sie,“ brauste der Jubel los, als der Zug von dem Schloß, nach-

dem der Elbflact vorüber war, aus dem Port trat. Der Schulmeister lies noch einmal die Reihe der Schulkinder entlang mit der Stimmgabel. Jetzt war der feierliche Augenblick da. Der Gesang begann, allerdings nicht halb so gut wie derselbe nach der vielen Mühe, welche sich der Schulmonarch gegeben, hätte ausfallen können — allein wie vergehlich — die Kleinen vergaßen über dem Argaffen fast das Singen und konnte man es ihnen nicht verargen, denn zwei anmuthigere Bräute hatte die kleine Kirche wohl noch selten gesehen.

Voran schritt Klara und streute Blumen auf den Weg — ein Sinnbild, daß die jungen Brautleute bei ihrer Pilgerfahrt durch das Leben nur auf Blumen wandeln mögen.

Am blumengeschmückten Altar, auf dem wie an hohen Festtagen alle Kerzen brannten, hielt der kleine Zug still. Die Brautpaare nahmen auf dem kostbaren Teppich, welcher vor demselben ausgebreitet war, Platz. Feierlich brauste die Orgel durch den Raum, Aller Herzen waren erhoben.

Aus der Sakristei trat der Geistliche, ein ehrwürdiger Greis mit Silberlocken, und schritt auf den Altar zu. Er hatte auf ein reiches Leben zurückzublicken; hatte er doch einst die Großeltern, die lange im Grabe ruhten, als junger eben angestellter Piarrer vor diesem Altar eingeseget und jetzt sollte er als letzte Amtshandlung die Hand des Enkels in die seiner Lebensgeährtin legen. Verklärten Angesichts stand der Greis da, in seinen Augen erglänzte eine Thräne weihvoller Nührung, als er die Traurede begann:

„Wenn Segenswünsche eines alten Mannes glückverheißend und glückbringend sein können, so nehmt, Geliebte, die Segenswünsche hier am Altar heute aus einem Herzen hin, welches an dieser geweihten Stelle sie Euch darbringt. Hier stand ich, ein junger hoffnungsvoller Mann, und segnete den Ehebund der Großeltern ein, welche längst die kühle Erde deckt. Jene hatten ein eigenes Thema für ihre Traurede sich von mir erbeten; als ich heute in den vergilbten Blättern meines Stammbuches nachblätterte, wo die Genossen meiner Jugend mit jetzt erbleichten Zügen sich verzeichnet finden, fiel mein Blick auf dieses Thema, welches ich damals mir verzeichnete. Es war meine erste Traurede — heute die letzte. Was aber die Weihe für mich zu einer heiligen Erinnerungsfester, für Euch geliebte Kinder — ich darf Euch als alter Mann so nennen — zu einem theuern Gedächtnistage für das ganze Leben macht, ist der Umstand, daß gerade heute vor zweihundsechzig Jahren der Trautag der Großeltern Ferdinand von Wjglav's war. An dieser Stelle standen die Großeltern als Brautleute und legten ihre Hände zum Gelöbniß ineinander, Leid und Freud mit einander durch das Leben zu tragen. Nach ihrem Wunsch sprach ich an jenem Tage über das Thema „Schein und Sein“. Die

Welt urtheilt nach der Außenseite, nach dem Schein und nicht nach dem Sein.
(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Ein scherzhafter Maire.** Man schreibt aus Paris: Ein niedliches Geschichtchen ereignete sich am Dienstag in Avignon anlässlich der Enthüllung des Denkmals für den Dichter Roumanille. Clovis Hugues, der Poet, hatte gerade durch eine Ansprache in Form einer schonungsvollen Ode an die Provence die Wogen der Begeisterung hoch emporschlagen gemacht, als plötzlich der gute Maire einen Polizisten mit den Worten: „Arretiren Sie diesen Mann!“ herbeirief, wobei er mit „diesen Mann“ Niemand anders als den unter den lebhaftesten Beifalls-Bezeugungen der Menge eben von der Rednertribüne abtretenden Herrn Hugues meinte. Der Polizist zögerte zuerst, den Befehl auszuführen, dann aber ergriff er — an Subordination gewöhnt — den linken Arm des unglücklichen Redners, während sich das würdige Stadtoberhaupt des rechten Armes desselben bemächtigte, worauf sich der Zug nach der Wache in Bewegung setzte. Hier wurde der Dichter auf Anordnung des Herrn Bürgermeisters gründlich visitirt, bis man endlich aus seiner Brusttasche ein Päckchen Papiere, das Manuscript der eben vorgetragenen Ode, ans Licht des Tages beförderte. Nachdem der Maire einen Blick auf das corpus delicti geworfen, entließ er mit huldvollem Lächeln sein Opfer. — Und die Lösung dieses scheinbaren Räthfels? Herr Hugues hatte den Herren Vertretern der Presse von Avignon gegenüber sich standhaft geweigert, sein Manuscript zum Abdruck in den Zeitungen zur Verfügung zu stellen; da die Journalisten desselben aber dringend zu benötigten meinten, so hatten sie den Bürgermeister gebeten, seinen ganzen Einfluß zur Erlangung des kostbaren Schriftstückes geltend zu machen. Daß dies dem ersten Bürger von Avignon gelang, haben wir gesehen, wenn er dabei wohl auch ein wenig nach dem alten Wappensprüche der Stadt: „unguibus et rostro!“ (mit Krallen und Schnabel!) verfuhr.

Verantw. Redakteur Ludwig Rothmann
in Ebing.

Druck und Verlag von H. Gaark
in Ebing.